

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Offizierstochter.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Gerda atmete ordentlich auf, als endlich der Akt zu Ende war. Natürlich auch jetzt wieder ein Applaus ohne Aufhören. Immer wieder mußte sich Heinz zeigen, die Molnar an der Hand, in ihrem teuf hochgenommenen Plüschkleide, daß die raffiniert eleganten, luxuriösen Dessous bei ihren graziösen Soubrettenkünsten sehr reichlich sichtbar wurden. Es gab Gerda einen Stich ins Herz. Ihr Mann war das, dort neben der degagierten Person! Und sie wandte den Kopf ab.

Dann war endlich die Beifallsflut verebbt; es wurde still im Hause. Man vernahm das eifrige Schwätzen, Bruchstücke der schwirrenden Unterhaltungen flogen Gerda ans Ohr. Immer wieder der Name ihres Mannes, in Tone höchster Bewunderung und Schwärmerei. Aber nun plötzlich, ganz in ihrer Nähe, wohl in der durch die Portiere abgetrennten Nebenloge, eine ernste Mannesstimme mit geringschätzigem Ausdruck:

„Daß ihr soviel Aufsehens von dem Kestler macht! Schließlich nichts als bessere Possenreißerei. Schade um den Mann!“

Gerda zuckte zusammen, als hätte das ihr selber gegolten.

Schade um den Mann! Da hatte sie das Urteil der anderen, der Kreise, die die ihren waren. Und war das nicht auch ihr eigenes Urteil?

Sie fühlte, wie sich ihr die Wangen heiß übergossen. Tiefer noch verbarg sie sich im Dunkel ihrer Ecke, und doch quälte sie peinvoll das Gefühl: da unmittelbar neben ihr, nur durch den Vorhang von ihr getrennt, war der, der so geringschätzig von ihrem Manne dachte. Wenn er wüßte, wer hier saß, wer seine Worte gehört hatte! Und sie wagte noch kaum zu atmen.

Diese Qual ward so groß, daß sie ihr Herz krankhaft schlagen fühlte; wie eine Anwandlung von Ohnmacht wollte es über sie kommen. Frische Luft mußte sie haben! Da erhob sie sich schnell und trat hinaus in den Logengang. Aber auch hier überall Menschen, ein blendend helles Licht und eine dumpfe Hitze. Hastig ging sie da zur Garderobe, ließ sich ihren Mantel umlegen und suchte den Ausgang. In einer offenen Droschke fuhr sie heim.

Sie verbrachte den Rest des Abends in ihrem Zimmer. Im Dunkeln lag sie hier bei weit geöffnetem Fenster, trotz der kalten Novemberluft, auf der Chaiselongue.

Schade um den Mann!

Die Worte gingen ihr nicht mehr aus dem Sinn. Schwer und unbarmherzig klang das in sie hinein. Wie

ein Richtspruch, der über ihr ganzes ferneres Leben entschied.

Erst als sie die große Standuhr drüben im Wohnzimmer elf schlagen hörte, mit langsamen, dunkel hallenden Schlägen, richtete sie sich wieder auf. Nun war das Theater zu Ende. Jetzt würde ihr Mann bald da sein.

Ihr Mann — sie hätte sich freuen müssen auf seine Heimkehr, ihn froh empfangen, mit einem Glückwunsch zu seinem ersten, großen Erfolge auf dem neuen Wege — Und sie?

Da sank sie schwer wieder auf die Chaiselongue zurück und vergrub ihr Antlitz in die weichen Kissen, die die leisen Baute erstickten, die sich ihrer schmerzgequälten Brust entzogen.

So lag sie, bis das Anschlagen der Murglocke ihr Heinzens Rückkehr meldete. Da sprang sie empor, kühlte eifens im Schlafzimmer ihre Augen und kam dann ins Wohnzimmer zu ihm.

Heinz schien bester Laune zu sein.

„Na, wo steckst du denn, Bébé?“ empfing er sie. „Bist wohl auch eben erst nach Hause gekommen?“

Sie schüttelte den Kopf, während sie am Tisch Platz nahm.

„Ich bin bereits eine ganze Weile hier. Ich war schon vorher gegangen.“

„Wie? Nicht mal bis zu Ende geblieben?“

„Nein — mir war gar nicht gut im Theater. Es war fast wie eine Ohnmacht.“

Sie sprach ja keine Unwahrheit, und doch neigte sie den Kopf tiefer über ihren Teller. Denn sie verheimlichte ihm ja etwas. Etwas, was sie ihm nie sagen durfte. Und das würde nun wieder fortan zwischen ihnen stehen.

Heinz griff nach ihrer Hand.

„Na, na, Bébé — und du wirfst mir doch keine Geschichten machen?“

Er hob ihr mit der anderen Hand ein wenig das Kinn.

„Wirklich, du siehst ja jetzt noch schlecht aus. Soll ich zum Arzt schicken?“

Aber sie wehrte ab.

„Kein Gedanke! Es ist mir ja auch weiter gar nichts. Es war wohl nur sehr heiß im Theater.“

Da beruhigte sich Heinz Kestler bald wieder und, während nun Jean eintrat und das Abendessen servierte, das sie während der Spielzeit ja immer so spät einnehmen mußten, berichtete er allerlei aus dem Theater. Es wäre ein riesiger Erfolg gewesen, und Larun hätte ihn vor dem gesamten Personal beglückwünscht. Auch die Presse, die im Hause war, sollte sich — wie man gehört — über ihn sehr anerkennend geäußert haben. Mit einem Wort, das Experiment wäre geglückt — glänzend geglückt.

„Darum wollen wir denn auch mal heut' abend wieder ein bißchen lustig sein, gelt, Bébé?“ Er dachte, von den Eindrücken des Abends wieder lebhaft animiert, schon gar

nicht mehr an ihre Unpäßlichkeit, vorher im Theater.  
„Also, Jean — stellen Sie ein paar Bouteillen kalt!  
Ja, Pomméry natürlich!“

Dann fuhr er, während er mit gutem Appetit speiste, fort zu plaudern:

„Die anderen sind heute abend auch alle fidel. Im Rüdesheimer. Darum hat die ganze Gesellschaft eingeladen, alle Solisten. Auch mich hat er riesig gequält. Und als ich ablehnte, ich wollte nach Hause zu meiner kleinen Frau, da meinte er, du müßtest mit in den Rüdesheimer, doch ganz selbstverständlich. Du in der Gesellschaft! Hat der Jhnungen! Was, Bébé?“

Und Heinz Kessler lachte laut vor sich hin, höchst belustigt von dem Gedanken. In so guter Laune plauderte er weiter. Schon seit langem war er nicht mehr so aufgeräumt gewesen.

In seiner Gesprächigkeit merkte er gar nicht, wie still Gerda dasaß. Kaum, daß sie einmal etwas erwiderte oder leise nidte, wie abwesend mit ihren Gedanken. In ihrem Innern grübelte sie, selbstquälerisch, und fragte sich: Kann er denn wirklich so wenig tief sein, daß er nichts, gar nichts von dem empfindet, was dich heute abend zu Boden drückt? Daß er lachen und scherzen kann? Oder ist das alles vielleicht nur Selbstbetäubung, um nichts zu hören von jener anderen Stimme in ihm? Oder nur eine gemachte Lustigkeit, um sie selber solchen Gedanken zu entreißen, sie gar nicht erst darin versinken zu lassen?

Und je länger sie so sann unter seinem Geplauder, das nur äußerlich an ihr Ohr schlug und auf das sie gar nicht hörte, desto gewisser wurde ihr das: ja, es war nur das bei ihm, tapfere Selbstüberwindung, ihr zuliebe.

Da stieg es wieder weich und innig in ihr auf. Und ein ehrliches, festes Wollen. Freilich, manches war ja zerstört, was nie mehr ganz zu heilen ging. Aber sie wollte den Glauben an ihn darum nicht verlieren. Er war eben nur das Opfer seines Schicksals geworden, fügte sich mit zusammengebissenen Zähnen, weil er mußte; aber im Innersten brannte auch ihm heiß die Wunde. Nur daß sein Mannesstolz es verheimlichte, selbst vor ihr. Und so neigte sie sich zu ihm hin — Jean war gerade gegangen, um den Sekt zu holen —, indem sie mit festem Druck ihre Hand auf seine Rechte legte:

„Heinz, ich verstehe dich, und du findest mich an deiner Seite. Ich will dir nicht an Tapferkeit nachsehen und treu zu dir halten, was die Welt auch urteilen mag. Glaub' mir, ich bin nicht mehr kleinmütig und verzagt. Und darum bedarf es nicht solcher Gewaltmittel, Heinz, um uns über diese Stunde hinwegzubringen. Laß uns diesen Abend lieber anders beschließen, ohne erzwungene Fröhlichkeit — so wird er uns enger zusammenführen, trotz all' seines Unglücks!“

Ihr Auge suchte das seine mit einem tieffinnigen Geloben, aber es fand bei ihm nur ein grenzenloses Staunen. Und nun lachte er.

Da gab ihre Hand ihn frei. Ganz plötzlich, fast ein Zurückzuden. Unwillkürlich folgte seine Rechte ihrer entweichenden Hand nach und versuchte sie wieder zu erfassen, aber noch immer halb tändelnd. Er begriff ja noch immer nicht, fragte vielmehr im Ton jenes selben Staunens:

„Ja, was meinst du denn nur, Bébé? Das klingt ja ganz pathetisch, klassisch! So Antigone. Oder Schiller! Das Unglück soll uns enger zusammenführen — heute? Aber,“ und wieder lachte er, ganz harmlos und vergnügt, „beste Bébé! Ich bin doch nichts weniger als unglücklich heute. Im Gegenteil: Sehr aufgedreht! Und warum denn auch nicht? Alles geht gut, ich bin wieder in festem Engagement, habe eine erstklassige Gage, Publikum und Kritik ist's auch recht — ergo! Soll ich da nicht pfeifen auf die paar Querköpfe, denen's vielleicht nicht paßt? — Also mach' dir um Gottes willen nicht solche Gedanken, Bébé. Nein, gerade woll'n wir lustig sein heute! Holla — da ist auch schon der Jean mit dem Lebenselixier.“

Der Eintritt des Dieners entthob Gerda der Notwendigkeit, im Augenblick antworten zu müssen. Er zog auch Heinz Kesslers Aufmerksamkeit von seiner Frau ab. In all seiner Fröhlichkeit hätte er sonst merken müssen, daß Gerda wie erstarrt dasaß.

So ließ er denn Jean die Flasche öffnen, beide Kelche voll schenken, bedeutete ihm dann aber:

„Nun ist's gut. Wir brauchen Sie nicht mehr, Jean.“

„Wie der gnädige Herr befehlen.“

Der Diener zog sich zurück. Sie waren allein. Da erhob Heinz Kessler sein Glas zu dem seiner Frau hin, und sein Arm wollte sie umfassen.

„Also, profit, Bébé. Das erste Glas auf dein Wohl!“

Doch sie erhob sich plötzlich.

„Danke — ich trinke nichts heute.“

„Ja, aber — was hast du denn nur? Bébé —?“

„Bitte, laß mich. Und entschuldige mich. Ich — mir ist nicht wohl.“

Und sie ging aus dem Zimmer. Mit einem seltsamen starren Ausdruck in den Zügen.

Heinz Kessler blickte ihr nach, erst ganz betroffen; dann wollte er ihr folgen, in einer Regung gutmütiger Besorgnis. Doch alsbald besann er sich wieder auf diese Miene eben bei ihr, und wie sie beim Hinausgehen starr an ihm vorbei gesehen hatte.

Da pffir er leise durch die Zähne. Also Launen! Man beliebt zu schmollen.

Oho — da dürste man sich arg verrechnet haben. Und er rückt sich den Sektkübler näher und zündet sich eine Zigarette an. So — es ging auch ohne sie.

Schweigend rauchte und trank er eine Weile. Dann stieß er plötzlich den Sektisch zurück, so heftig, daß er umfiel, und sprang vom Sessel auf.

Wenn man das vorher gewußt hätte! Das hatte er nun davon, daß er die Einladung Laruns ausgeschlagen hatte. Die saßen da jetzt beisammen und er hier. —

Dummheit von ihm! Lächerliche Dummheit! Na — und er steckte sich eine neue Zigarette an — er würde sich ja schwer hüten ein andermal. Kam man ihm so, dann machte er es auch so. O, er konnte auch anders —!

Und Heinz Kessler sah nach der Uhr, erst halb eins — ja noch gar keine Zeit. Im Klub, von dem er sich seit seiner Verheiratung ganz zurückgezogen hatte, traf er jetzt noch eine Menge Bekannte. Also auf, dorthin! Eine Partie Poker würde ihm gerade heute gut tun.

So ging Heinz Kessler noch aus zu später Stunde.

Seit jenem Abend lag eine dumpfe Schwüle über der jungen Ehe.

Gerda fühlte sich einsam wie noch nie in ihrem Leben. Und gerade jetzt hatte sie niemanden, der ihr durch Freundschaft darüber hinweggeholfen hätte, und wenn auch nur für Stunden.

Astrid war ja noch immer in Ellerstedt, Hefsurths waren leider auch nicht mehr hier — der Oberleutnant war zum Regiment zurückgekommen — und auch Khlburg ließ sich nicht mehr sehen. Es war, als ob er sich absichtlich von ihr fernhielte. Sie grübelte, wie es jetzt ihre Art war, auch hierüber, und schließlich ward es ihr zur Gewisheit: ja, Khlburg mied ihr Haus, weil das eben kein Verkehr mehr für einen Offizier war — ein Schauspieler aus dem Palasttheater.

Gerda wurde in diesem Vermuten noch bekräftigt durch ein peinliches Erlebnis, das ihr nur allzu sehr recht zu geben schien. Sie hatte, getrieben von dem Verlangen, sich einmal selber zu entziehen, eines Tages auch bei Loewedes wieder vorgeschprochen. Der Zufall hatte es gewollt, daß, während Gerda noch draußen vor der Wohnungstür stand, von drinnen aus dem Entree die Stimme Frau von Loewedes herauserscholl, die wohl mit einem ihrer Leute sprach. Als Gerda dann sich melden ließ, kam der Burche wieder heraus mit dem Bescheide, er hätte leider nicht gewußt, die Frau Hauptmann wären doch fortgegangen. Auch wenn Gerda die Stimme Frau von Loewedes vorher nicht so deutlich erkannt hätte, an dem etwas betretenen Wesen des noch unbeholfenen Menschen jetzt hätte sie dies Sich-verleugnen-lassen gemerkt.

Dann ging sie stillschweigend, aber den Moment verward sie nie wieder. (Fortsetzung folgt.)

## Anatole France.

Zu seinem 70. Geburtstag am 16. April.

Von Herbert Stegmann (Berlin).

Der französische Roman in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts steht im wesentlichen unter dem Zeichen des Naturalismus, und die Trias Flaubert, Zola, Maupassant bezeichnet seine Höhenpunkte. Bei Flaubert freilich scheint die naturalistische Technik mehr ein bewußter Kunstgriff zur Dämpfung seiner typisch roman-tischen Phantasie, die an Daudelaire und Gautier erinnert, als ein adäquater Ausdruck seines eigentlichen künstlerischen Tempera-

menten zu sein: Zola dagegen ist Naturalist in einem fast wissenschaftlichen Sinne, und seine Art der Weltbetrachtung und Darstellung trägt einen beinahe puritanisch-moralistischen Charakter: Manpassant ist naiver, fastiger, kraftvoller, im eigentlichen Sinne künstlerischer, er packt das Leben, wie es ist, mit unbefangenen Händen, ohne sich, wie Zola, durch Theorien und Maximen leiten zu lassen. Immerhin sind alle drei im wesentlichen als Naturalisten anzuprehen und inwiefern erscheinen sie als typisch unfranzösisch, denn der Naturalismus ist den gallischen Grundinstinkten so entgegenge setzt wie nur möglich. Nietzsche hat mit der Bemerkung, daß Zolas Kunst ganz unfranzösisch, daß sie nichts anderes als der regelrechte italienische „Verismo“ sei, den Nagel auf den Kopf getroffen. Und wer in Individualitäten, wie etwa Voltaire, Diderot, D'Alembert, Rousseau auf der einen, Hugo, Balzac, Musset, De Vigny auf der anderen Seite den reinsten Ausdruck des französischen Geistes zu erblicken gewöhnt ist, der wird sich über die Klust, die zwischen dem Naturalismus und der eigentlichen künstlerischen Eigenart des Franzosen liegt, nicht lange im unklaren sein.

Neben der naturalistischen Richtung, die bis in die neuere Zeit hinein die französische Literatur beherrscht hat, stehen in heutigen Frankreich vor allem drei starke, durchaus unnaturalistisch geartete Persönlichkeiten: Paul Bourget, Pierre Loti und Anatole France. Bourget ist als einer der reifsten Meister des psychologischen Romans bekannt, und man kann ihn in der Tat dicht hinter Stendhal nennen: Loti erscheint in der farbigen Pracht seiner Schilderung und in der tiefen Innigkeit seines Gefühls als ein würdiger Nachfolger Bernardin de St. Pierres und Chateaubriands, während Anatole France allgemein als der „letzte Lateiner“ bezeichnet wird. Nach dem Tode Ernest Renans, der in seiner feinen Anmut, seiner entzückenden Geistigkeit, eleganten Biegsamkeit und seiner bis auf den Grund der Dinge hinabreichenden Skepsis und Ironie allerdings als einer der charakteristischsten Repräsentanten des französischen Geistes gelten darf, hat Anatole France, der jetzt an der Schwelle des Greisenalters steht, in der Tat den alleinigen Anspruch auf diese Bezeichnung. Die ganze, durch lange Jahrhunderte in fester organischer Folge entwickelte französische Kultur hat in diesem seltenen Menschen, dessen bürgerlicher Name ebenso wie der Voltaires längst von seinem schriftstellerischen verschlungen ist, eine wundervolle Verkörperung gefunden, und wer sich — die nötige Feinheit auch der sprachlichen Empfindung vorausgesetzt — in seine von Geist, Laune und Grazie funkelnden Bücher vertieft, der wird sich von der Atmosphäre der großen französischen Enzyklopädisten, die wirklich „esprits beaux et forts“ waren, und zugleich vor dem Zauber eines typisch-modernen und speziell in der Romantik wurzelnden Gefühlsraffinementes umweht finden. Es macht den Franzosen alle Ehre, daß ein so subtiler, artistischer und alle Publikumsrücksichten verachtender Künstler bei ihnen so allgemein gewürdigt und verehrt wird, wie das bei Anatole France der Fall ist. Die Franzosen, das läßt sich nicht leugnen, zeigen eine hierzu lange unbekannte Feinheit des Geschmacks, indem sie Büchern wie „Le Crime de Silvestre Bonnard“, „La Rôtisserie de la Reine Pédauque“, „Le Lys rouge“, „Sur la pierre blanche“, „Les Contes de Jacques Tournebroke“, „Les dieux ont soif“, „Le génie latin“ — um nur die bekanntesten Romane Anatole Frances herauszugreifen — den Vorrang geben.

Mag bei Anatole France auch die eigentlich dichterische Schöpferkraft, das gewaltig Elementarische, wie man es bei den wenigen ganz großen Künstlern der Weltliteratur findet, mehr oder minder fehlen: er hat die beiden wesentlichen Eigenschaften, die den Schriftsteller machen: er hat Geist und Geschmack und jene feine, ironische Ueberlegenheit der Weltbetrachtung, die gerade heute, so so scheint es, immer seltener wird. In der Tat, er ist der letzte Vertreter des „Génie latin“, das in Frankreich gerade in der Gegenwart von so durchaus andersartigen Richtungen und Intelligenzen verdrängt wird. Die heitere, etwas trockene Klarheit, die lebenswürdig-weise Skepsis, die zurückhaltende Vornehmheit der Geister — all diese typisch französischen Eigenschaften machen heutzutage teils einer romantisierenden Religiosität, teils einer etwas forcierten geistigen Kraftmeierei und Moralität Platz, von der z. B. die Vektüre des sehr interessanten und verräterischen Buches Gaston Rioux „Aux écoutes de la France qui vient“ einen guten Begriff gibt. Die romantisierende Religiosität feiert ihre Triumphe in der Verherrlichung des Dichters Claudel — kurz, es scheint sich eine Entwicklung anzubahnen, die das geistige Leben Frankreichs aus den gewohnten Bahnen herausführen wird. Bathos: Ekstase: betonte Moral: all das regt sich auch jenseits des Rheins, und sicher sieht vor allem Anatole France dieser Entwicklung mit jenem besonderen stetiichen, an Montaigne und La Rochefoucauld erinnernden Lächeln zu, das wie gerade aus seinen letzten Büchern kennen.

Während Bourget und Loti in der Wahl ihrer Stoffe wie in deren Behandlung gewissermaßen einformig sind und wirken, zeigt Anatole France sich als das, was Nietzsche einmal einen „komplementären, verklärten Geist“ genannt hat, und leitet uns mit gleicher Sicherheit durch die verschiedenartigsten Gebiete menschlichen Denkens und Fühlens hindurch. Bald erzählt er uns religiöse Legenden, berichtet uns, wie etwa im „Etu de nacre“ köstliche Wunder mystischer Entrücktheit und asketischer Enttäuung: bald schlüpf er mit feinen und behutsamen Händen die Welt der Gegenwart vor uns auf und läßt uns die verwickeltesten und seltsamsten Abenteuer des Geistes und der Seele erleben, Abenteuer, die der Normalphilister mit Bezeichnungen wie „pervers“ oder

„konstruiert“ abtun würde, während sie in Wirklichkeit nur die Widerspiegelung einer ganz ungewöhnlichen intellektuellen Sensibilität sind. Nichts kommt der durchgeistigten Anmut gleich, mit der Anatole France, dieser spöttischste und melancholischste aller Skeptiker, fromme Sagen und Legenden wiederzugeben und die Sancta Simplicitas, die heilige Einfalt einfacher Herzen, künstlerisch zu erklären weiß: die geheime Sehnsucht aller sehr intellektuellen Menschen nach religiöser Vertiefung und Beruhigung klingt hier in ergreifender Weise durch, und sie wirkt doppelt anziehend dadurch, daß sie eben ganz Sehnsucht bleibt und niemals zum „sacrificio dell' intelletto“ wird. In seinen Romanen führt der Dichter, der Distoriker, Philologe, Philosoph, Bibliophile, kurz einer der vielseitigsten und unterrichtestn Köpfe des Jahrhunderts ist, durch die entgegengesetztesten Schauplätze und Epochen dahin: vom alten Theben bis zur Rue Saint-Jacques, vom Alexandrinertum bis zum 18. Jahrhundert, von Paris nach Florenz, und überall leuchtet das Licht einer reichen und abgeklärten Welt- und Menschenkenntnis über den feingetönten Bildern, die er entwirft. Es ist ein intellektueller Optimismus, der das Lebensweil dieses sonst durchaus optimistisch empfindenden Menschen durchzieht: der Weise belächelt dies schlecht arrangierte und vielfach quälende Dasein, aber er liebt es, weil es allerhand Möglichkeiten des geistigen Genießens einschließt. In seinem Roman „Le Crime de Silvestre Bonnard“, seinem preisgekrönten und auch in Deutschland allgemein bekannten Werke, das uns besonders klare Eindrücke in die Welt- und Lebensanschauung des Dichters gestattet, gibt France dieser milden Weisheit einmal einen sehr schönen Ausdruck. „Und ich dachte“, so heißt es dort, „daß uns das Leben darum so kurz erscheint, weil wir es unverständigerweise an unseren törichtsten Hoffnungen messen. Wir haben alle, wie der Greis in der Fabel, unseren Bauwert noch einen Flügel anzufügen! Ich will vor meinem Tode noch die Geschichte der Liebe von Saint-Germain des Prés vollenden. Die Zeit, die Gott jedem von uns gewährt, gleicht einem löstlichen Gewebe, das wir nach besten Kräften besitzen. In meines habe ich allerlei philologische Bilder gestickt.“ Man würde indessen irren, wollte man diesen intellektuellen Optimismus einer feinen und zarten Natur, die sich von dem Lärm und den Roheiten des Lebens schein zurückzieht, für identisch mit lässlicher Derblosigkeit halten. Im Gegenteil: dieser Ironiker und Skeptiker hat eine heimliche und keusche Liebe zu den Menschen, eine geheime und entsagungsvolle Bärtlichkeit für alles, was jung und hold ist, und man vermag sich nur schwer ein unpathetischeres und lebenswürdigeres Bekenntnis zu denken, als das schlichte Wort des alten Gelehrten und Bücherfreundes Bonnard: „Ich brauche nicht zu fürchten, daß ich die Meinen überlebe, solange Menschen auf Erden sind; denn es wird immer welche geben, die man lieben kann.“

Die überlegene Menschenkenntnis und tiefgründige Psychologie Anatole Frances tritt in seinen geschichtskritischen Werken, in der „Historie Contemporaine“ und vor allem in seinem zweibändigen „Vie de Jeanne d'Arc“ mit ganz besonderem Glanze hervor; auch sein letzter Roman „Les dieux ont soif“ gehört zu den feinsten und plastischsten Studien, die uns die so zahlreiche Literatur über die französische Literatur geschenkt hat. Das Seelengemälde der vielumstrittenen Jungfrau, das France entwirft, ist von jener lüdenlosen Folgerichtigkeit und inneren Geschlossenheit, wie sie nur jemandem gelingen kann, der die Intuition des Dichters mit der Akribie des Historikers vereinigt; und sein Revolutionsroman, der bekanntlich in Frankreich eine leichte politische Verstimmung erregt hat, ist von einer Höhe der Anschauung herab geschrieben, aus der gesehen all die blutigen Greuel dieser aufs höchste erregten Zeit als psychologische Geseklichkeiten erscheinen, die der Skeptiker traurig und milde belächelt. Keine farbenprächtigen Gemälde im Stile Delacroix, keine Paraturen in der Art Gavarnis oder Daumiers; kein Thierisches oder Mischelesches Bathos; sondern Knappe, mit scheinbarer Sorglosigkeit, in Wirklichkeit mit höchstem Kunstverstande hingeworfene Linien — eine Art minutösester Radierung, die uns die Männer der Revolution ohne jede bengalische Beleuchtung im Lichte sachlicher Menschlichkeit zeigt. Es ist schiedthin die beste, rundeste, reifste, durchdachteste Darstellung der Revolution, die wir besitzen; die Fraktheit der Beobachtung erinnert an Talme, die Feinheit der Darstellung an Renan.

Fügen wir noch hinzu, daß Anatole France ein Journalist ersten Ranges ist, dessen Feuilletons das Entzücken jedes Kenners bilden und kleinen kostbaren, aus dem Bedürfnisse des Tages heraus geborenen, aber zu dauerndem Leben bestimmten Kunstwerken gleichen, so steht ein einigermaßen deutliches Bild dieses seltenen und seltsamen Menschen vor uns: ein Bild, über dem ein gedämpfter Glanz milder Geistigkeit, leiser Traurigkeit und jener feinen und gütigen Menschlichkeit liegt, die doch zuletzt das höchste Ziel jedes irdischen Bemühens bleibt.

## Die jungen Herren.

Ein Wiener Typ.

Von Dr. Hans W a n t o c h - Wien.

Die jungen Herren von Wien haben jetzt ihre hohe Zeit. Auf dem Graben und in der Kärntner Straße laufen sie um die Mittag-

frunde vielgeschäftig herum, schlendern die Stöcke, wechseln Händelbrüde und lachen sehr laut in die Aprilluft, daß es ein Schah ist. Die jungen Herren von Wien freuen sich über die Frühlingsluft. Gott ja, ein hübscher Wintersport auf Skiern in Rißbühl, auf launigen Bobs über den Sommerflein haben sie auch mitgemacht, weil es gerade Mode ist. Aber ihr Herz war bei diesen eiskalten Strapazen nicht dabei: Wegen a Praterfahrt oder an Heurigen is das a Schmarren, gelten's ja?

Die jungen Herren von Wien fühlen sich nur in der milden Luft rings um den Stefansturm daheim. Sie lieben die sehr gedämpften Genüsse der Praterfahrt, der Heurigenmusik und der molligen Wienerwaldberge, durch die man, sacht zurückgesetzt, nach Klosterneuburg, zum Stelzer in Rodaun oder nach Breitenfurt hinausstrebt. Bei Kottlingbrunn, wo im Sommer nach dem Derby die mondänen Rennen gelaufen werden, endet die Welt, in der man sich wohlfühlt, wie ja überhaupt die Wiener Gesellschaft sehr enge geographische Grenzen hat. Sie liegen in der Erreichbarkeit einer Praterfahrt. Und dann gibt es höchstens noch ein paar sehr exklusive Enklaven an den Seen des Salzkammerguts, in Gmunden, in Unterach oder ganz besonders in St. Wolfgang, wo man dann bei Sonnenniedergang in blauem Jodett und schneeweißen Dosen in der eigenen Segeljacht über die nilgrünen Wellen hinfliegt.

Das Salzkammergut ist nämlich genau wie die Prater Hauptallee, wie die Weinberggärten in Sievering und der Grabenlohn eine vormärzliche Institution. Und die jungen Herren von Wien sind sehr konservativ. Was der Herr von Sternberg vor nun schon sechzig Jahren niederschrieb, gilt ohne wesentliche Erweiterung auch für den heutigen Tag und für das heutige Geschlecht: „Die Wiener höhere und höchste Gesellschaft ist bekannt für sehr exklusiv, sie macht wenig Reisen.“ Die Fremde reizt sie nicht, das Ferne lockt sie nicht und all diese sachten, süßen und betörenden Genüsse, die das Wiener Leben den jungen Herren in Form von blonden Ladenmädln auf der Mariabillerstraße in Form von feurigen Pferden und volksringenden Pratern bietet, sie sind ihnen nicht nur ein Jux, ein Amüsement und im Unband der Jugend leicht genossenes Ergötzen, sie sind ihnen viel mehr ein Erleben, ein Sentiment, ein Schicksal.

Jeder von ihnen hat einmal seine Schlager-Mizzi erlebt, ist wie der Auenheimische „Lebemann“ über die Wiener Leipziger Straße in Mariabill einem Dutzerton samt zugehörigem „Süßen Mühl“ nachgestiegen und mancher hat in einer frühen Herbstnacht ohne tödlichen Ausgang im geschlossenen Wagen durch dunkle Kastanienalleen eine Stunde mit einer fremden Frau erlebt, wie der Schmizlerische Franz in „die Toten schweigen“. Jawohl, die jungen Herren von Wien sind eine literarische Figur, die man nach dem Sprachschab der älteren Dramaturgie „eine stehende“ nennen könnte. Weniger Charakter, als vielmehr ein Typ. Sehr jung, sehr elegant mit einem leichten Anflug zu Scherzmut und Schmerzbach und von sachten Melancholien der Verjünglichkeit unweitert. Scherzmut, Schmerzbach und Vergänglichkeitsdurst sind in der Wurzel ihres Wesens dasselbe, denn ehe das dritte Derby im dritten Jahre unten in der Freudenau gelaufen ist, heiratet man ja doch, ja! in dem Zeitpunkt, in dem man in seine Körperfülle kommt. Und das ist bald, ach, so bald, denn vor der noblen Trainiertheit des Leibes hat der junge Herr von Wien eine behäbige Scheu. Man kennt den Sport mehr vom Zuschauerstand. Und wenn einen die Ehe trifft, rückt man halt vom Sattelbaum in der Freudenau hinaus in die Vogen oder beim Stelzer, dem Gasthof nahe dem Jesuitenstift, aus den kleinen rot-weißen und sehr intim verhaltenen Zellen des Barterres an die offenen Tische auf der Terrasse. Es ist der Aufstieg ins Offizielle, die Karriere ins Legitime, und der junge Herr macht das selbstverständlich auch mit.

Jeder von ihnen ist nämlich ein geborener Ehemann und ein künftiger Papa. Die jungen Leute von Wien sind sehr solid. O, sie haben schon ihre Späße und ihre extravaganten Laitunen. So galt es bis vor nicht langer Zeit als schickster Zeitvertreib, an Winternachmittagen in dem Ersten-Stad-Salon einer Räumlerstraßen-Konditorei kleine, rote, wundervoll glasierte Erdbeeren, das Stück zu einer Krone, an die Decke zu werfen, daß sie droben aufklatschten und kleben blieben. Es gehört zu diesem Klaisir einige Übung, es gehört auch ein gewisses Geschick dazu. Ja, wenn ihr es versuchen wolltet, fändet ihr es gar nicht so leicht. Auch einige Ausgelassenheit ist dafür erforderlich, aber daß es eine Ausgeburt orgiastischer Wildheit, lächerlichen Uebermuts oder sinnloser Zügellosigkeit ist, wird man nicht gerade behaupten können. Und nicht einmal Vater Abraham a Santa Clara hätte darob sein Sodom und Gomorra gedonnert. Vorausgesetzt, daß er noch lebte.

Ja, wir sind sehr zufrieden mit unseren jungen Herren. Denn Junger-Herr-Sein ist sozusagen eine Situation, ein vorübergehendes Lebensalter und ein Ergebnis der Umstände, aber es ist keine Lebensauffassung, kein Charaktermerkmal und kein innerer Wesensdrang. Das soll ungefähr sagen: der junge Herr von Wien hat keine organische Fortschreibung in weiter hinausgerückten Jahren, er wandelt sich nicht in den Junggeiern auf Lebenszeit um. Der junge Herr hört einfach auf. Man ist es eine Weile,

Und dann ist man es nicht. Seine vergeistigtere Fortentwicklung, die Felix Poppenberg am reizvollsten abgezeichnet und Alexander Castelli im „Eheband“ jüngst erst dichterisch dargestellt hat, ist nicht auf Wiener Boden, auf diesem behäbigen und animalischen Erdstiel gewachsen. Herr von Sala, der nun auch im Burgtheater, zehn Jahre nach seiner Erziehung, die eigentlich eine Erfindung war, seinen „Einsamen Weg“ nach abwärts geht, er ist nicht eigentlich auf Wiener Erde geboren. Er hat den kühlen Duft der Fremde, eine nördlichere Form. Er ist eine importierte Spezialität.

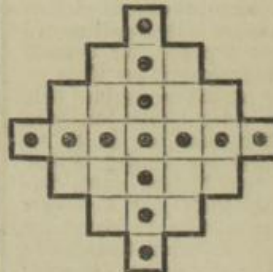
Der junge Herr ist also etwas sehr Vergänglichliches. Aber was ihm an zeitlicher Ausdehnung fehlt, macht er gleichsam räumlich wett. Alle, die heute in der Kunst, in der Politik und sogar viele, die in der Wiener Wissenschaft repräsentativ sind, waren einmal solche junge Herren, führten dieses leichte und beschwingte Leben und wurden von der lössigen Gebäude der Wiener Eleganz bestrickt. Die Wiener Dichter, die Schöner des „Anatol“, sind elegant. Man kann sie gar nicht anders denken. Wie man den Apostel der „Weber“ wiederum sich nicht mit der weltmännischen Allüre des Dandy vorzustellen vermöchte. Der junge Hauptmann hatte nichts vom „jungen Herrn“ im Wiener Sinne. Der Hauptmann von fünfzig Jahren, der mit der goldenen Glorie seines Westrufens auch ein auskömmliches Einkommen erlangen hat, läßt allerdings wohl bei einem guten Schneider arbeiten. Aber das Wort elegant drängt sich bei seinem Porträt zu allererst auf die Lippen. Dies aber, ja! dieses Wort schwingt wie ein Regelmaß durch die Wiener Literatur. Die Geistesfreiheit des äußeren Menschen stand vom Beginn an hoch im Kurs. Einer aus diesem Kreis, der heute ein wunderbarer Dichter ist, war ihre arbeiter elegantiarum, und — ein Witzwort erzählt es — wie er stets die Kleider seiner Brüder in Apoll billigte oder unumgänglich fand, so soll er einmal mit dem nämlichen Wort nach skeptischer Prüfung einer Waldwiese seinen Beifall ausgedrückt haben: „Das kann so bleiben.“ Die Geschichte vom jungen Herren, die uns Schmizler, Dörmann und Auerheimer erzählt haben, waren alle ein wenig auch Autobiographie.

Sie sind darüber hinaus. Wie der junge Herr in der Wirklichkeit immer wieder darüber hinauskommt. Ohne tragische Bewirung, ohne Seelenrevolten, beinahe schmerzlos. Denn der junge Herr von Wien hat unter der Lustigkeit seiner Kavallerlanten einen sehr festen und soliden Grund in einem bürgerlichen Beruf. Der junge Herr „ist“ etwas. Freilich läßt er es sich nicht merken. Er tritt vor, klappt die Absätze aneinander und sagt mit einer schnappigen Kürze: „Wiesinger!“ Man hört förmlich das Aufseiden hinter dem Namen und es wirkt einfach lapidar. Seinen Doktor- oder Ingenieurtitel, seine Offizierscharge oder sein Adelsprädikat verschweigt er. Anders wäre es nicht fashion. Und einer, der sich umständlich mit Titulaturen legitimiert, beweist schon damit, daß er nicht dazu gehört und nicht für voll gilt. Wiesinger und damit basta. Alles andere hat den Dunst der Arbeit. Inbessn sitzt der junge Herr im Ministerium oder in einer Bank, in der Statthaltereier oder in einer Advokatenkanzlei, je nach Pebegee, Beziehungen oder Konfession. Und sein Ebel ist sehr zufrieden mit ihm.

Die jungen Herren von Wien sind sehr vorsichtig, wie ja auch ihr Dichter Dr. med. Arthur Schmizler, erst eine hübsche Weile nach seinem ersten Burgtheater-Erfolg den Kerzlebern an den Nagel gehängt hat. Schon jenseits der Dreißig. Und dann ist man kein junger Herr mehr. Aber schön, wundervoll schön, war es doch, und es ist eine Lust, daß wieder, und so Jahr um Jahr, der Frühling blüht.

### Diamanträtsel.

In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a b c d e f g h i m n o p q r s t u z derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen folgendes bedeuten:



1. Einen Buchstaben.
2. Sinueldrichtung.
3. Feldherrn im 30jähr. Kriege.
4. Süddeutsche Stadt.
5. Eine Pflanzfrucht.
6. Stadt in Afrika.
7. Einen Buchstaben.

Die senkrechte und wagerechte Mittelreihe ergeben das Gleiche, Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Skat-Aufgabe in voriger Nummer:

(Mit a, b, c, d werden die vier Farben bezeichnet; A = ♠, U = Unter, Bube, Wenzel; D = Dame, Ober.)

Im Skat lagen da und dz, Mittelband besaß: aa, bz, bk, bd, b9, bs, bt, ca, cz, cd, Hinterhand die übrigen. Spielgang:

- |          |       |               |
|----------|-------|---------------|
| 1. U. aB | M. aA | D. a7.        |
| 2. U. cB | M. bZ | D. bB = - 14. |
| 3. D. bA | B. aD | M. b7.        |
| 4. U. cK | M. cA | D. c9 = - 15. |

Der Rest fällt dem Spieler zu; somit blieben die Gegner mit 29 A gen im Schneider.